

Ceylon oder der ewige Frühling

Die „Perle“ auf der Brust Indiens — Tropenpracht in Tropengärten

Der Kajak-Abbau durchschneidet die hellgrünen Fluten und läßt eine breiten Schaumstreifen hinter sich, das Meer steigt wie ein Ozean und das blendende Licht der äquatorialen Breiten spiegelt sich in ihm. Bisweilen springt ein fliegender Fisch aus dem Wasser und verbreitet weite Wellenkreise an der Stelle, wo er wieder hineingetaucht ist.

Wir nähern uns Ceylon. Vom Norden — aus Indien — kommend, fahren wir durch eine Gruppe von Inseln, die still aus dem Wasser ragen. Ceylon war einmal mit Vorderindien verbunden, aber das Meer geröstete die Landenge, und die vielen Inseln, die unser Dampfer jetzt langsam umfließt, sind die einzigen Überreste dieser gewaltigen Brücke. Und dann taucht ein dunkler Landstreifen am Horizonte auf: Ceylon, die sogenannt wohnbare Insel der Glücklichen, die die tropische Vegetation des Äquators und die Erbschätze Indiens in sich zu vereinigen scheint. Die Buddhisten nennen sie „die ewig frische Perle auf der Brust Indiens“, die Griechen „das Land des Rubins“ und die Chinesen das „Land, wo niemand leidet“. Als sich die Mohammedaner Jahrhunderte später in Ceylon niederließen, nannten sie es „den Trost unserer Stammeltern seit ihrer Vertreibung aus dem Paradies“.

Es ist ein Wunder, wenn um diesen irdischen Zaubergarten Jahrhundertlang gekämpft wurde und auf dieser Insel der Glücklichen mehr Blut floß als in ganz Indien? Kein Land Afrikas hat eine wildere Vergangenheit. Erst um das Jahr 1750 erschienen die Engländer, die seither in langen Kämpfen ihre Herrschaft über Ceylon befestigt und ausgebreitet haben. Noch 1848 gibt es eine Revolution in Kandy, seither herrscht Ruhe, abgesehen von der neuerdings durch Gandhi entfalteten „Non-Violence“-Bewegung. Ceylon gehört heute zu den wertvollsten Kolonien des britischen Weltreiches.

Längs fahren wir in den Hafen von Colombo ein, an dem Leuchtturm vorbei. In der Ferne schimmern die weißen Fassaden der großen Hotels und die hohen Stämme der Kokospalmen biegen sich im Winde. Im Hafen ein lebhaftes Durcheinander. Viele Passagierdampfer, Kargoboote. Dazwischen die kleinen Motorbooten der Hafenbehörden. Alle ostwärts gehenden Schiffe legen in Colombo an. Langweilig ist es hier niemals.

Jetzt sind wir auf der breiten Hauptstraße, die vom Hafen in die Stadt führt. Weiße Araber zu beiden Seiten, unter welchen sich eine bunte Menschenmenge herumschleicht. Wir sehen Ceylons Bevölkerung, die ebenso wechselreich ist wie seine Geschichte: Die Singhalesen, mittelgroß, das Haar rückwärts in Knoten aufgebunden, so daß man anfangs nie weiß, ob man es mit einem Mann oder einer Frau zu tun hat; die Tamils, weniger groß, die das Zeichen Simas auf der Stirn tragen; die Mauren, die die Kleidung und Sprache ihrer arabischen Vorfahren bewahrt haben; Malaien und Burgher.

Zwischen dieser vielsprachigen Menge, die sich vor den großen Geschäften herumtreibt, leuchten die Tropenhelme der Kolonialsoldaten und die weißen Anzüge der Europäer, die hier auf einige Stunden an Land gegangen sind. In den Geschäften sieht man herrliche Dinge. Die Japaner und Chinesen kommen mit ihrem Elfenbein und Porzellan, mit ihren Goldarbeiten und Seiden bis herüber, die die Singhalesen selbst machen wunderbare Arbeiten: kleine Elefanten aus Porzellan, Elfenbein, aus Ebenholz; Elefanten in allen Größen und Farben.

Goeben ist ein Dampfer aus Australien im Hafen angekommen. Touristenautos fahren an, alles spricht englisch, und ein schwungvoller Handel in kleinen Elefanten aus Elfenbein und Ebenholz beginnt. So geht es jeden Tag hier zu. In einem Kormittag hört man auf der Hauptstraße von Colombo mehr Sprachen als auf irgendeiner Verkehrs-Straße auf dem Kontinent.

So wie Kandy ist auch Ceylon eine Hochburg des Buddhismus. Nach Tausenden zählen die Pilger, die jährlich die heiligen Orte besuchen, wo Gautama gelebt und gewirkt hat. Zu den beliebtesten Wallfahrtsorten gehört der Pic d'Adam, ein hoher, kegelförmiger Berg in der Umgebung von Colombo. Auf seiner höchsten Spitze steht man in dem Felsen eine Vertiefung, die die Form eines gewaltigen Fußes hat. Das ist, sagen die Buddhisten, die Spur, die Buddha hinterließ, als er hier zum Himmel emporstieg. Ueberall, wo man hinstommt, sieht man die Dagobas, die buddhistischen Reliquientempel. Als Buddha starb, wurde seine Asche an acht geheime Orte gebracht. 200 Jahre später ließ der König Asoka die Gräfte öffnen und verteilte die Asche an die 84 000 Tempel. Die Form dieser Dagobas ist immer dieselbe: Auf einer hohen Plattform stehen vier Pfeiler, unter welchen die Reliquie ruht. Die buddhistischen Priester dieser Tempel tragen alle die gleiche Tracht. Eine braune Toga, die einen Arm freiläßt, der Kopf ist ganz glatt rasiert. Sie leben nur von den Almosen der Gläubigen.

Wenn man von Colombo ins Innere des Landes fährt, so fühlt man sich wie in den Alleen eines großen tropischen Gartens von unerhörter Pracht. Die Natur ist hier so freigebig, daß man sich fast beengt fühlt unter diesen Bambusgruppen, die 20–30 Meter hoch sind, unter den Lianen, die ineinander so dicht verschlungen sind, daß nur die Tiere der Dschungel sich durchwinden können. Gruppen von baumartigen Farnkräutern, riesige Bambussträucher und Palmen verstellen uns den Weg. Am ihre Stämme und Zweige winden sich Schlingpflanzen, die über dem Boden eine dicke Laube bilden und nur einige Sonnentropfen durchlassen. Hier wächst der Dendro-Calamus, welcher in der Frühlingzeit täglich 90 Zentimeter größer wird. Der betäubende Duft des Urwaldes erfüllt die Luft, ein Gemisch von Jasmin-, Pfeffer- und Sandelholzwürdigen. Der ganze

Zauber der äquatorialen Vegetation vereinigt sich auf dieser Insel des ewigen Frühlings.

Von Colombo fahren wir nach Kandy, der alten Hauptstadt der Singhalesen Könige. Zu beiden Seiten des Weges liegen Reisfelder und Gummipflanzungen und man hört den Lärm der Maschinen. Auffallend ist überall die große Zahl der arbeitenden Frauen. Sie tragen Tonkrüge auf dem Kopfe und gleichen mit ihren bronzenfarbenen Körpern griechischen Statuen. Die Männer sind arbeitslos und sollen die Frauen das Geld verdienen. Wir kommen an dem großen zoologischen Garten vorbei. Die englische Regierung hat hier etwas geschaffen, das nicht seinesgleichen auf der Erde hat. In einem weiten umzäunten Gebiete bewegen sich die Tiere der Dschungel in vollkommener Freiheit. Zwei majestätische Tiger stehen am Straßenrande und müßeln uns geringschuldig. Wir sind in diesem Augenblick alle froh, daß es zwischen uns und ihnen ein seltes Eisengitter gibt. Und auf der anderen Seite schlängelt sich eine drei Meter lange Boa über den Boden.

Wir nähern uns Kandy. Die Zahl der zahmen Elefanten, die hier zur Beherrschung der Dschungel verwendet werden, wird immer größer. Wir fahren durch den Peradenja-Garten, der selbst in der Vegetation von Ceylon eine Sonderstellung ein-

nimmt. So prächtig und üppig ist hier die Vegetation. Die Kautschukbäume erreichen eine Höhe von 30 Meter und Kolibris flattern in ihren Wipfeln; die Bambussträucher sind so groß, daß wir Europäer sie für Bäume halten. Nach einige Minuten Fahrt, dann sehen wir einen See, in dessen gelbem Wasser eine Anzahl Fische herumschwimmt. Hier liegt die berühmte Dalada Malligawa, einer der heiligsten Tempel Buddhas, in welchem ein Zahn des „Gottes“ liegt.

Auf dem Rückwege überfällt uns die Nacht schnell und unvermittelt. Und in Colombo haben wir gerade Zeit, uns für den Ball im Gall-Face-Hotel anzukleiden. Hier trifft sich alles, was in Colombo europäisch ist, und es geht genau so zu, wie auf allen Bällen in der Welt, nur tragen die Herren den weißen Smoking und die Hindutnaben hübschen Kleider. Der Maître d'Hotel trägt Frack und eine tadellose weiße Hemdkrause, aber keine Schube. Unter den Gästen sieht man deutlich den Unterschied zwischen den Einheimischen und uns Durchreisenden. Ihre Bewegungen sind langsamer und ihre Gesichtszüge resignierter, und sie werden erst mit uns lustig, die wir die Größe des alten Europa bringen.

Draußen, wo man nichts mehr von Serophon und Panjo hört, leuchten jetzt alle Sterne unter dem Himmel des Äquators. Die Bäume erscheinen gigantisch groß im trüben Schein des Mondes, und kleine leuchtende Punkte gleiten vorüber, phosphoreszierende Insekten, nach denen ich vergebens zu forschen suche. In der Ferne hört man die Schläge eines Gonges; es ist die Stunde des Blumenopfers in einem einsamen Tempel Buddhas.

Rechtsleben der Zigeuner

Gericht bei der Volksversammlung — Geächtete Missetäter — Hochzeitsbräuche

Geheimnisvoll wie sein Ursprung ist das Innenleben des Zigeuners. Aus mancherlei Ursachen läßt er sich seit seinem Auftreten in Europa gegen alle, die nicht Zigeuner sind (saische genannt), ab. Um so schwerer ist es immer gewesen, Sitten und Gebräuche und die sich daraus ergebenden Rechtsanschauungen der Zigeuner zu erforschen. Nur ungeschriebenes Recht kennen sie, überliefert durch mündliche Mitteilung und durch den praktischen Gebrauch innerhalb einer Gemeinschaft, der der Zigeuner angehört. In Deutschland haben wir heute nur noch selten Gelegenheit, die Zigeuner in ihren Sitten und Gebräuchen zu beobachten und kennenzulernen. Nur in den süddeutschen Staaten sind sie noch öfter anzutreffen, aber nur in kleinen Gemeinschaften, da ihnen Gesetz und Verordnung der deutschen Staaten ein Auftreten in größeren Massen nicht gestattet. In den slawischen Ländern haben sie auch heute noch eine größere Ausbreitung gefunden, und dort kann man ihre Rechtsanschauungen besser studieren als bei uns. Immerhin ist es aber außerordentlich lehrreich, auch über das Rechtsleben der in Deutschland umherziehenden Zigeuner zu wissen, da wir manche Rechtsanschauungen finden, die sich auffällig mit unserem germanischen Recht deckt oder starke Anklänge an dieses zeigt.

Als die Zigeuner in Nord- und Süddeutschland noch in großen Gemeinschaften auftraten, bildeten sie alle zusammen eine große Genossenschaft, an deren Spitze ein Häuptling oder Hauptmann stand. Es war das immer ein Mann von Bedeutung, einem gewissen Reichtum und von großem Ansehen. Die süddeutschen Zigeuner wählen auch heute noch ihren Hauptmann. Er ist oberster Verwaltungsbeamter und Richter seines Volkes, das ihn gewählt hat. Wenn nach langer Winterzeit der Zigeuner zu wandern beginnt — und das tut auch der, der sich im Elsaß, in Baden, Württemberg ansässig gemacht hat —, schreibt er dem einzelnen Hausen sein Wanderziel, den Reisedatum vor. Alljährlich, im Herbst treffen die Wanderscharen der Zigeuner zu einer Volksversammlung (zilo) ein, die meist im Elsaß tagt. Hier spricht der Häuptling Recht. Ihm beigegeben sind zwei Beisitzer, die aber keine richterliche Tätigkeit ausüben, sondern einer von ihnen ist Ankläger, der andere Verteidiger. Die wichtigste Strafe, die das Zigeunerrecht kennt, ist die Ausschließung eines Volksgenossen von der Gemeinschaft der anderen. In der Zigeunersprache baleschido genannt. Sie kann auf Lebenszeit, aber auch auf kurze Zeit verhängt werden. In jedem Falle trifft sie den Zigeuner hart, weil es für ihn das schrecklichste Los ist, wenn er nicht mit seinen Volksgenossen die Welt durchwandern darf, sondern abgetrennt von ihnen leben und wirken muß. In seiner strengsten Form erinnert das „baleschido“ an die germanische Friedlosigkeit. Wir scheinen die Annahme mancher Forscher, daß die Zigeuner aus Indien über Persien und Kleinasien eingewanderte Händler sind, wegen der Gleichheit solcher Rechtsanschauung sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. In Deutschland wird von den Zigeunern das baleschido nicht mehr sehr streng durchgeführt. Es ist erlaubt, mit solchem baleschido zu wandern, mit ihm zu Tische zu sitzen, verboten ist aber immer noch, das Gesicht oder Gesicht solches Geächteten zu benutzen. Wer es tut, wird selbst baleschido. Die Strafe der Weisung wird vor allen Dingen verhängt bei schweren Delikten, die gegen die Sittlichkeit verstoßen.

Erhalten hat sich bis heutigen Tages — man muß sagen leider — die Blutrache. Manche Zigeuner kommen zum zilo (Volksversammlung) nur, weil sie dort einen Gegner treffen wollen, der das „Totenhemd“ an hat, d. h. dem sie Blutrache

geschworen haben. Die beiden Gegner beginnen den Kampf mit wüsten Beschimpfungen, dann kommt es zum Handgemenge, und schließlich wird mit Nordwaffen gestochen, geschlagen und geschossen, bis sich der verletzte Angreifer gerächt fühlt. Meist — aber nicht immer — endet der Kampf mit einem Totschlag. Kein Zigeuner darf Strafverfolgung erlangen bei einer deutschen Behörde, würde er es tun, dann ist ihm der Tod gewiß. Auch der Rächer dennoch eine Strafe verhängen vor einer deutschen Strafbehörde, so zählt sie nicht.

Nicht selten kommt es vor, daß sich die Gegner verfühnen. Es nimmt jeder ein Glas, gießt es voll Bier, Branntwein oder Wein. Dann tauscht er mit dem Gegner das Glas, jeder trinkt das Glas des anderen aus, dann tauschen sie die Gläser wieder, die Gegner sind auf immer verfühnt, jede Blutrache ist unmöglich.

Der Stolz, ja sein Heiligtum ist dem Zigeuner der Wohnwagen. Aus seltsam scheinende Sitten und Gebräuche haben sie hier ausgebildet. Keine Frau darf im Wohnwagen gebären. Es darf auch niemand darin sterben. Geschlecht es dennoch, so wird und muß der Wagen mit seiner ganzen Einrichtung veräußert werden, denn er ist entweiht. Frauenwäsche darf in Wohnungen nicht aufgehängt werden. Verührt sie ein Mann, so wird er unbedingt baleschido (geächtet). Hier sehen wir einen Schutz des umfriedeten Besitztums, der weit über das hinausgeht, was wir aus dem Rechtsleben anderer Völker wissen. Anklänge ähnlichen Rechtsbegriffes finden wir — und diese Ähnlichkeit ist wieder bedeutungsvoll — im germanischen Heimzrieden.

Ehe sich der Zigeuner sein Heiligtum, den Wohnwagen, beschafft, heiratet er in den meisten Fällen. Die Formen der Eheschließung sind einfach, werden aber dennoch streng eingehalten. Zwei Liebende dürfen vor der Heirat nicht zusammen öffentlich, d. h. so, daß es Eltern oder Verwandte wissen, im Wohnwagen zusammen sein. Sie müssen mindestens einen Tag und eine Nacht lang sich von der Sippe fernhalten. Meist bleiben sie länger, kehren dann zurück und bitten die Eltern um Einwilligung zur Eheschließung. Der Mann muß zu den Eltern der Braut gehen, und diese umgekehrt zu denen des Mannes. Der Mann erklärt dem Vater: Verzeihe, daß ich deine Tochter genommen habe. Darauf erhält er einen Badenstreich vom Vater, die Verbindung ist da, die Ehe geschlossen. Die Eltern müssen dem jungen Paare, so verlangt es die Sitte, die Heirat gestatten, wenn sie nach ihrer Abwesenheit zurückkehren. Dann beginnt die Hochzeitsfeier, die bei den Zigeunern mit reichlich Alkoholgenuss verbunden ist. Eine Verlobungszeit kennt der Zigeuner auch. Die Verlobten vereinbaren, wann sie sich heiraten wollen. Sie schneiden in die Rinde eines Baumes ein Herz mit einem Kreuz darauf. An der Seite des Kreuzes bringen sie Haken an, aus der Zahl dieser Haken ergibt sich die Zahl der Jahre, die sie bis zur Heirat noch warten wollen.

Auch die Heirat eines Zigeuners mit einem Nichtzigeuner ist möglich, und löst auf keinerlei Schwierigkeiten, wenn jenseit der Sippe nichts gegen die Persönlichkeit einzuwenden hat. Die Familie des Zigeuners lebt nun im Wohnwagen, wandert von Ort zu Ort, ernährt sich von dem Wandergewerbe, das sie jeweils betreibt. Kinderreich sind die meisten Familien, der Zigeuner liebt es, viele Kinder sein eigen zu nennen. Kinderraub, den man oft den Zigeunern nachsagt, ist wohl in un-jährigen Fällen Ausgeburt einer schreckhaften Phantasie. Landgerichtsrat Dr. Voigt.